

LAJOS ZILAHY | Was mein Herz begehrt

Das Buch

Auf einer Teegesellschaft begegnet der aufstrebende Anwalt Péter Takács der jungen Miette Almády zum ersten Mal. Es ist der Beginn einer zärtlichen und leidenschaftlichen Liebe. Sie heiraten und verbringen wunderbare Flitterwochen in Italien. Vier Monate nach der Hochzeit bricht der Erste Weltkrieg aus. Péter wird eingezogen und gerät in russische Gefangenschaft. Miette bleibt in Budapest, wo sie nach dem Tod ihres Vaters vollkommen allein ist. Sie hofft, auf den nächsten Brief, auf ein baldiges Ende des Krieges. Doch ihre besten Jahre vergehen, ohne dass sie und Péter sich wieder sehen. Als Miette den Diplomaten Iwan Golgonsky kennen lernt, fühlt sie sich nach langer Zeit wieder geborgen – und glücklich ...

Pressestimmen

»Lajos Zilahy wird neben Sandor Sándor Márai als einer der wichtigsten europäischen Schriftsteller des 20. Jahrhunderts eingestuft.« *Augsburger Allgemeine*

Der Autor

Lajos Zilahy, 1891 in Ungarn geboren, lebte nach dem Zweiten Weltkrieg viele Jahre in den USA. Er verstarb 1974 und wurde in Budapest begraben. Lajos Zilahy gehört zu den wichtigen ungarischen Schriftstellern und hinterließ eine große Anzahl von Romanen, Erzählungen und Theaterstücken. »Was mein Herz begehrt« erschien erstmals 1928 und gilt als »der klassische ungarische Roman über Krieg und Liebe«. *The Times*

LAJOS ZILAHY

Was mein Herz begehrt

Roman

Aus dem Ungarischen von Eta Neumann-Veith und
Andrea Seidler

Diana Verlag

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel *Két Fogoly*
bei Athenaeum, Budapest



Mix
Produktgruppe aus vorbildlich
bewirtschafteten Wäldern und
anderen kontrollierten Herkünften
Zert.-Nr. SGS-COC-1940
www.fsc.org
© 1996 Forest Stewardship Council

Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC-zertifizierte Papier *München Super*
liefert Mochenwangen Papier.

Taschenbucherstausgabe 09/2006

Copyright © der deutschen Übersetzung | Paul Zsolnay Verlag

Copyright © dieser Ausgabe 2006 by Diana Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Printed in Germany 2006

Umschlagmotiv | Eisele Grafik-Design, München,
unter Verwendung eines Gemäldes von Jules-Charles Aviat,
Gavin Graham Gallery/Bridgeman Art Library
und eines Fotos von Barry Lewis/Corbis

Umschlaggestaltung | Hauptmann & Kompanie Werbeagentur,
München – Zürich, Teresa Mutzenbach

Herstellung | Helga Schörnig

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN-10: 3-453-35134-7

ISBN-13: 978-3-453-35134-9

<http://www.diana-verlag.de>

ERSTER THEIL

Abschied

I

Man schrieb den Monat September. Sieben Uhr abends. Über den Hügeln von Ofen hörte man den Klang eines Tarogato, der den Sommer zu verabschieden schien.

An der Straßenecke stand ein junger Mann, auf seinen Spazierstock gelehnt, rauchte eine Zigarette und lauschte der Musik. Hier angelangt, verspürte er auf einmal keine Lust mehr, der Einladung des Doktors zum Tee zu folgen. All die fremden Menschen, mit denen er sich nichts zu sagen hatte. Bekanntschaften dieser Art führen ja später nur zu Peinlichkeiten in der Straßenbahn: Sollte man die Dame im Samthut, die man beim Tee flüchtig kennen gelernt hatte und der man nun gegenüber saß, grüßen oder nicht? Grüßt man nicht, ist es unangenehm, grüßt man aber, ist es noch unangenehmer. Die Unterhaltungen, die sich in solchen Situationen ergeben, sind doch die reinste Qual.

Der junge Mann lauschte dem weichen Klang des Tarogato und dachte, es wäre vermutlich klüger, in der wunderbaren Abenddämmerung durch die Hügel von Ofen zu schlendern.

Er zerknüllte den Straßenbahnfahrtschein, den er noch immer in der Hand hielt, warf die Papierkugel in die Höhe und schleuderte sie mit seinem Spazierstock wie einen Schlagball durch die Luft.

Dann kehrte er um, spazierte die Straße in die andere Richtung hinunter und ließ das Haus des Doktors hinter

sich zurück. Vor der Glastür einer Apotheke machte er Halt und rückte sich die Krawatte zurecht. Aufmerksam betrachtete er sein Gesicht. Es wirkte gleich auf den ersten Blick angenehm und gewinnend. Die warme Sonne hatte die Haut braun gefärbt, die graublauen Augen leuchteten scharf und zugleich fröhlich, die Züge wirkten ernst, das kastanienbraune, leicht gewellte Haar quoll unter dem breitkrempigen Filzhut hervor, gerade Nase, schmale Lippen, die Verslossenheit vermuten ließen, ein langer Hals, stolze Kopfhaltung. Der junge Mann stand eine Weile vor dem schwarzen Glas der Apothekentür, als wollte er sich fotografieren lassen. Schließlich ging er gelangweilt weiter.

Er trug einen grauen Mantel, der – obwohl ein wenig abgetragen – elegant wirkte. Seine ernsten, ruhigen Schritte verrieten schon jetzt, wie er mit sechzig Jahren aussehen würde: ein hagerer, feiner alter Herr, die Schultern etwas gebeugt, derselbe gemessene Schritt wie heute. Vielleicht würde er als Zeichen der Trauer schwarze Handschuhe tragen. Man würde ihn Exzellenz nennen, Herr Hofrat, Herr Abgeordneter – das ganze Leben lag schließlich noch vor ihm, trug er doch einen Dokortitel und war derzeit in der Rechtsabteilung eines großen Bankhauses tätig.

Seinen Spazierstock schwingend, kam er die sonntägliche Fehérvári-Straße herunter. Dienstmädchen in gestärkten Kattunröcken rauschten an ihm vorbei, Männer rauchten in den Torbögen ihre Pfeife, die Langeweile eines Sonntagnachmittags lag glanzlos und lähmend über der Straße.

Gegenüber der Brücke, wo einst das alte Badehaus gestanden hatte, verbargen hohe Planken den Neubau des

Hotels Gellért vor neugierigen Blicken. Péter sah durch einen Spalt hindurch. Auf den frisch aufgeworfenen Erdhaufen, in den wie von Riesenhand aufgewühlten Gräben lagen Balken und schmutzige Bretter herum, Werkzeuge und Schubkarren bildeten ein wirres Durcheinander. Alles erinnerte an lautes Treiben, an das ächzende Knirschen schwer beladener Wagen, an Gehämmere, Staubwolken, aufgewirbelt durch herabstürzende Holzbalken. Nun lag alles starr in der sonntäglichen Stille.

Péter versuchte, sich die Umrisse des neu entstehenden Hotels vorzustellen. Er dachte daran, dass es dort oben, wo im Augenblick nur Wind und Sonne herrschten und gerade ein paar zwitschernde Spatzen vorbeiflogen, bald schon Zimmer geben würde, Betten, Teppiche, rauschende Wasserleitungen, läutende Telefone. Gäste in Abendrobe würden die Treppe herunterkommen, nackte Frauen in weißen Wannen baden und Kellner im Frack mit beladenen Tablett durch die Gänge eilen.

»Merkwürdig«, dachte er, »hier, wo jetzt nur der Wind weht, werden bald schon Worte, Seufzer, Lachen zu hören sein.«

Eine gewisse Gleichgültigkeit überkam ihn, der er jetzt nicht Herr zu werden vermochte.

Zwei kleine Jungen gingen an ihm vorbei. Der größere der beiden trug eine lange Angelrute über der Schulter, der kleine, der kaum Schritt halten konnte, trippelte aufgeregt hinterher. Sie verschwanden in einer Seitengasse, gingen in Richtung des toten Donauarmes. Plötzlich verspürte Péter den Wunsch, den Knaben zu folgen. Er erinnerte sich an vergangene Sonntagnachmittage, an denen ihn solche Ausflüge begeistert hatten. Er sah den Wald vor sich, die dunklen, geheimnisvollen Nester in den vom

Blitz getroffenen kahlen Bäumen und hörte das Krächzen der Krähen, er sah das lehmige Wasser des kleinen Flusses, die goldgrünen Schatten der Weiden und meinte sogar, das Glucksen des Schlammes in seinen löchrigen Schuhen zu hören.

All das währte nur einen Augenblick. Die Erinnerungen verflüchtigten sich ebenso rasch, wie sie gekommen waren. Mit krauser Stirn starrte er vor sich hin, verärgert über sein Unvermögen, die Zeit totzuschlagen. Die Leere und Sinnlosigkeit des Lebens wurde ihm plötzlich bewusst. Als Gymnasiast hatte er es kaum erwarten können, das Abitur hinter sich zu bringen, als Student hatte er gehofft, dass sich ihm nach dem Examen mit einem Schlag sämtliche Türen öffnen würden und dass sich hinter ihnen Glanz, Frauen, Leidenschaft und ihm noch unbekanntere aufregende Dinge verbargen, die nur auf ihn warteten.

Und jetzt stand er auf der Straße und hatte weder Lust noch Kraft, sich eine Zigarette anzuzünden. Was würde ihm das Leben noch bringen?

Vorgestern hatte er das deutsche Kindermädchen der Familie Binz im Stiegenhaus umarmt und geküsst. Das betörend-süßliche Parfüm des Mädchens lag immer noch in der Luft. Er verdrängte den Gedanken.

Seine Mutter wünschte sich eine Schwiegertochter. Seit Monaten schwatzte sie wie zufällig mit Begeisterung über Aranka Vajnik und machte ihn damit nur nervös. Sie war naiv genug zu glauben, ihm das Mädchen vorsichtig einreden zu können. Sogar über ihre Mitgift, die Anzahl der Laken, wusste sie genau Bescheid. Péter aber dachte nur an ihren glänzenden, fettigen Teint und den misstrauischen, stechenden Blick.

Seine Gedanken kehrten zu seiner Mutter zurück. Es tat ihm Leid, mit der sanften, kleinen Frau grob umgegangen zu sein. Gestern erst hatten sie einen Streit gehabt, weil seine Hemdkragen nicht rechtzeitig aus der Reinigung gekommen waren. Dabei war die Arme wirklich unschuldig. Er dachte an ihren eingeschüchterten Blick, daran, wie sie still zur Tür hinausgegangen war, an ihr leises Hüsteln, das Ausdruck der soeben erfahrenen Demütigung war. Er nahm sich vor, seiner Mutter gegenüber in Zukunft aufmerksam und zärtlich zu sein. Ob er den schon so oft gefassten Vorsatz diesmal würde umsetzen können?

Péter schwang seinen Stock kurz durch die Luft, als wollte er damit lästige Gedanken wie Mücken verscheuchen. Pfeifend schlenderte er auf die Litfaßsäule zu, um das Abendprogramm zu studieren. In diesem Moment kam Pali Szűcs auf ihn zu.

»Hallo!«, rief er schon von weitem. Die beiden jungen Männer kannten sich aus dem Sportklub. Péter hatte den Polizeikonzipisten Szűcs bisher nur im Ringkämpfertrikot gesehen. Belustigt betrachtete er jetzt seine sonntägliche Eleganz. Nur ein ungehobelter Mensch, dem Damengesellschaft fremd war, würde sich so kleiden. Palis steifer Hut war einige Nummern zu klein geraten und saß frech auf seinem Kopf, den dicken Hals hatte er in einen Kragen gezwängt, dessen Falten verrieten, dass er ihn nur unter großer Anstrengung hatte zuknöpfen können, die auffallend gestreifte Hose war zu kurz geraten, der Überzieher so eng, dass ihn Arme und Schultern zu sprengen drohten.

»Lass uns gehen, Péter«, drängte Szűcs. Er war ebenfalls zum Tee bei Doktor Varga eingeladen und konnte es anscheinend kaum erwarten, endlich zu erscheinen.

»Ich glaube, ich geh nicht hin«, zögerte Péter.

»Warum nicht? Da sind sicher hübsche Frauen«, sagte Szúcs hastig. »Frau Galamb ist auch eingeladen«, fügte er viel sagend hinzu.

Péter beobachtete ihn lächelnd. Es faszinierte ihn, dass Pali selbstbewusst genug war, um so unmöglich gekleidet in fremder Gesellschaft zu erscheinen.

»Wir werden uns zu Tode langweilen!«

»Unsinn!«, rief Szúcs und packte ihn am Arm. »Wir setzen uns in eine Ecke und beobachten die Frauen.«

»Wer wird noch dort sein?«, fragte Péter. Sie hatten sich zwar schon in Bewegung gesetzt, aber er war sich nicht sicher, dachte noch immer daran, umzukehren.

»Mich darfst du nicht fragen – ich gehe zum ersten Mal hin.«

Die beiden jungen Männer kannten den Doktor aus dem Sportklub. Seine Frau hatten sie an einem der Klubabende kennen gelernt. Er war schon älter, Königlicher Rat und Chefarzt verschiedener Vereine, ein guter Mensch, aber unerträglich langweilig. Dem Klub hatte er einen Silberpokal als Wanderpreis gestiftet, seine Frau übernahm in jedem Wohltätigkeitsverein irgendwelche Funktionen. Sie fanden im Stiegenhaus das Verzeichnis der Wohnparteien und den Namen Varga. Als sie die Stufen hinaufgingen, blieb Szúcs plötzlich stehen.

»Warte einen Moment.«

Vorsichtig zog er seinen kurzen Überzieher aus und ließ die Schöße des Cutaways hinunter. Er hatte sie mit Stecknadeln hochgesteckt, damit sie unter dem kurzen Überrock nicht hervorschauten.

Die Wohnung lag im ersten Stock. Im Vorzimmer hingen bereits eine Unzahl an Mänteln. Hüte, Offizierskap-

pen, Stöcke und Sonnenschirme waren abgelegt worden. Péter blieb vor dem Spiegel stehen, kämmtte sich hastig mit seinem Taschenkamm und rückte das Tuch in der Brusttasche zurecht. Unterdessen musterte Szúcs das Zimmermädchen, das darauf wartete, ihnen die Tür zum Salon zu öffnen.

»Wie heißen Sie, Schätzchen?«, fragte Szúcs das Mädchen, das man ohne die weiße Schürze auch für eine Dame hätte halten können.

»Rosi«, sagte es und schlug Szúcs, der sie am Kinn packen wollte, lächelnd auf die Hand.

»Donnerwetter, was für ein hübsches Ding!«, rief er begeistert und betrachtete das feingliedrige Mädchen entzückt.

Er wandte sich Péter zu und sagte: »Na bitte! Hat sich doch schon gelohnt herzukommen!«

Sie betraten das große, runde Empfangszimmer, in dem sich Zigarettenrauch mit Lachen und Stimmengewirr vermischte.

Frau Varga kam ihnen entgegen. Sie drückte an die dreißig Hände, ohne sich ein einziges Gesicht oder auch nur einen Namen zu merken.

Als sich Péter allen vorgestellt hatte, war Pali bereits verschwunden. Er plauderte mit einer kleinen, rundlichen Frau, offenbar Frau Galamb, und benahm sich sehr vornehm, stützte die Hand in die Hüfte. Péter lehnte sich gegen die Wand und fühlte sich unbehaglich.

»Bitte nehmen Sie doch Platz«, sagte die Hausfrau im Vorübergehen.

Es gab allerdings nicht genug Sessel, also konnte man sich gar nicht setzen.

Péter sah sich im Zimmer um.

Den Mittelpunkt der Gesellschaft bildete eine zarte, blonde Frau, die auf dem schönsten Fauteuil saß. Die Leute sprachen deutsch mit ihr und redeten sie mit »Gräfin« oder »Exzellenz« an. Mit ihren ungemein zarten Händen richtete sie sich immer wieder die Frisur, ihre Bewegungen wirkten schnell und nervös. Sie lächelte jeden, mit dem sie sprach, unbeteiligt an. Neben ihr stand ein schlanker, groß gewachsener Mann, den sie Iwan nannte.

Zwei junge Mädchen, das eine mit rotbraunem, das andere mit schwarzem Haar, saßen neben dem Klavier. Durch die breitkrepfigen Hüte, die sie trugen, konnte man ihre Gesichter kaum erkennen. Ein eleganter junger Mann lehnte am Instrument und unterhielt sich mit der Rotbraunen. Péter, der gute von schlechten Anzügen zu unterscheiden wusste, erkannte, wie fein der Mann gekleidet war. Er musterte ihn nicht ohne Neid, denn er wünschte, er könnte sich auch einen guten Schneider leisten. Er fand, dass die Frauen dem Anlass entsprechend und viel vornehmer gekleidet waren als die Männer, die überwiegend Cutaways trugen, manche von ihnen Smoking, einige alte Herren altmodische doppelreihige Röcke.

Ein Kadettenschüler des Ludoviceums brachte ihm freundlich lächelnd einen Sessel.

»Setz dich doch ...«, sagte er zwanglos und herzlich. Er duzte Péter, wie in Ungarn üblich, als wären sie alte Bekannte, dabei war er kaum älter als neunzehn.

»Danke, danke«, wehrte Péter ab, »ich stehe gern.«

»Nimm Platz, bitte ... Ich bin ein Verwandter der Gastgeber, habe die angenehme Pflicht, für das Wohl der Gäste zuständig zu sein ...!«

Péter erfuhr durch ihn, dass die Dame im großen Fauteuil die Gattin eines Feldmarschallleutnants war. »Ich

glaube, sie und Iwan haben etwas miteinander ...«, fügte er flüsternd hinzu.

Er hatte zu vielen der anwesenden Persönlichkeiten der Gesellschaft etwas zu erzählen, machte ihn auf den Ministerialrat Benedek aufmerksam, einen kleinen, glatzköpfigen Mann, der dem Herrn, mit dem er gerade sprach, wiederholt mit dem Zeigefinger auf die Brust klopfte, als wolle er ihn von etwas überzeugen.

Der große, graumelierte Herr neben dem Ofen war der Maler Gyóri Stuck, der mit dem krummen Rücken und der Goldrandbrille Zsigmond Pán, Professor am Konservatorium. Er zeigte Péter den deutschen Redakteur Schuhmeister, der mit seinem roten, struppigen Bart und den rötlichen Augenbrauen recht verwildert aussah, und den Stadtrat Kramer mit seinem Schmerbauch, den man auch für einen Schlachter hätte halten können.

Die übrigen Gäste kannte auch der Kadett nicht. Am meisten interessierte Péter der blonde junge Mann, dessen tadelloser Anzug vorhin seinen Neid erregt hatte.

»Das ist Miláhy Ádám«, sagte der Kadett. »Kennst du ihn nicht? Er hat dieser Tage seine Rechtsanwaltsprüfung abgelegt.«

»Und die zwei Mädchen dort am Klavier?«, sagte Péter.

»Die ...«, begann der Kadett, wurde aber durch Frau Varga, die ihn zu sich rief, unterbrochen.

»Ich bin gleich wieder da«, wandte er sich an Péter und verschwand mit der Gastgeberin, die ihn am Arm nahm und ihm etwas zuflüsterte – einen vertraulichen Auftrag, wie es schien.

Péter blieb allein und sah sich im Raum um. Die aufdringliche Eleganz der Einrichtung verriet, dass dieser

Raum unter der Woche als Wartezimmer für die Patienten diene.

Frau Varga bewegte sich von Gruppe zu Gruppe und verweilte bei jeder für einige Augenblicke. Eine dicke Puderschicht bedeckte Haare, Gesicht und Hände, ihre Wimpern erinnerten an die eines mehlbestäubten Müllergehilfen. Der mollige Körper war in ein festes Mieder gezwängt. In ihrem ausdruckslosen Gesicht verdiente nur die Nase Beachtung, die beinahe brutal aufgestülpt wirkte und den ganzen Gesichtsausdruck außerordentlich beherrschte.

Ihre nicht unbegründete Sorge, die Gäste könnten sich tödlich langweilen, beunruhigte sie sehr, sodass sie aufgeregt im Zimmer hin und her rannte und sich ganz besonders um die kleinen Gruppen der sich selbst überlassenen Damen kümmerte, die sie mit Fragen überhäufte.

»Wie geht es euch, meine Lieben? Ich freue mich, dass ihr gekommen seid! Wo steckt dein Mann? Wie geht es der süßen kleinen Klara? Natürlich ist sie größer geworden – ach Gott, wie die Zeit vergeht!«

Die Antworten auf ihre Fragen wartete sie gar nicht erst ab, eilte weiter und strengte sich unmenschlich an, um die Gesellschaft nicht in Langeweile versinken zu lassen. Es war ihr größtes Anliegen, hochkarätige Gäste in ihrem Haus zu versammeln. Da sie selbst von mittelmäßiger Bildung war, stand sie niemals im geistigen Mittelpunkt einer Gesellschaft. Die Gäste selbst, die ausschließlich wegen ihrer gesellschaftlichen Stellung eingeladen wurden, hatten sich allerdings auch nichts zu sagen. Sie verhielten sich wie Tiere, die, in einem Raum eingeschlossen, sich gegenseitig mustern und beschnuppern.

Gegen acht Uhr waren die ersten Gäste bereits wieder verschwunden. Bevor sich Miláhy Ádám auf die feine

englische Art empfahl, beobachtete Péter, wie sich der elegante junge Mann von der rotbraunen Dame am Klavier mit einem heimlichen Händedruck verabschiedete.

Doktor Varga ging auf Zsigmond Pán zu.

»Zigi, spiel uns etwas vor!«

Pán setzte sich ans Klavier, legte seine großen, teigigen Hände andächtig auf die Tasten, warf den Kopf in den Nacken und spielte, starr an die Decke blickend, ein einfaches Mozart-Stück. Es folgte ein langer, begeisterter Applaus, Seufzer und Entzücken vermischten sich mit Worten höchster Bewunderung.

Die Frau des deutschen Redakteurs hätte gerne auch Beethovens Neunte gehört, doch als der Hausherr diese Bitte weitergeben wollte, war Pán bereits unauffällig verschwunden.

Allmählich schmolz die Gesellschaft auf zehn Personen zusammen. Frau Galamb, die sich ausschließlich mit Pali Szúcs unterhalten hatte, wollte sich ebenfalls auf den Weg machen, wogegen Frau Lenart, eine ältere Dame, protestierte. Sie war aus dem Vorort St. Lorenz eigens in die Stadt gekommen, um Jolanda Galamb etwas vortragen zu hören.

»O Gott«, wehrte sie errötend ab, »es ist schon so lang her, iwan ich rezitiert habe! Bitte, verlangen Sie das jetzt nicht von mir, liebe Tante Leni!« Aber all ihr Sträuben half nichts. Stürmische »Hört! Hört!«-Rufe zwangen sie dazu, klein beizugeben. Der Kadett übertrumpfte den Chor bei weitem.

Frau Galamb trat mit viel sagendem Blick in die Mitte.

Die plaudernden Gäste wurden mit »Pst!«-Rufen zur Ruhe gemahnt, und es war mit einem Mal unheimlich still.

Die kleine Frau deklamierte anfangs etwas schüchtern, schließlich aber feurig und mit geröteten Wangen das Gedicht »Haydé« von Alexander Endródi. Bei den Worten »Was flüstern die törichten Wogen« schloss sie die Augen und sprach die Zeile mit verhaltener Glut.

Die dunkelhaarige junge Frau am Klavier hielt sich die Hand vor den Mund, um nicht aufzulachen. Ihre rotbraune Freundin stieß sie in die Seite und wandte sich ab, denn auch sie fühlte sich von einem Heiterkeitsausbruch bedroht. Frau Lenart hörte gespannt zu und hatte Tränen in den Augen. Szúcs stand breitbeinig da und starrte die Vortragende an.

Die Pause vor der letzten Strophe dauerte bereits etwas zu lang. Die kleine Frau blickte starr vor sich hin, und nun war allen klar: Sie wusste nicht weiter. Die Atmosphäre wurde unerträglich, die Stille wirkte qualvoll und peinlich.

Die furchtbar verlegene Jolanda Galamb stand da und war den Blicken von zehn Menschen ausgeliefert. Nun büßte sie für ihren Mut.

Mehr noch als sie fühlte sich die Gastgeberin betroffen. Szúcs versuchte, Frau Galamb vorzusagen, aber sie winkte vorwurfsvoll ab, denn der zugeflüsterte Text stammte aus einem anderen Gedicht. Als die Situation unerträglich zu werden drohte, hörte man plötzlich laut das Krähen eines Hahns, das wie eine Erlösung war. Jani, der Kadett, war ein vorzüglicher Tierstimmenimitator ...

Jolanda Galamb ging auf ihn zu und versetzte ihm einen festen Stoß. Alle lachten, und die Situation war gerettet.

»Sehen Sie, Tante Leni, ich hab gleich gesagt, ich hab schon lang nicht mehr rezitiert«, wandte sie sich an die alte Dame.

»Macht nichts, Jolanda, es war auch so sehr schön«, erwiderte Frau Lenart und trocknete sich die Tränen. Der Hausherr wollte die Gäste durch andere Zerstreuungen zu längerem Verweilen bewegen. Sein Blick fiel auf Péter. Er fasste ihn am Arm und zog ihn zum Schreibtisch.

»Komm und zeig, was du kannst!«

»Was denn?«, fragte Péter und fühlte sich unbehaglich, da sich die Aufmerksamkeit der Anwesenden nunmehr auf ihn richtete.

»Er ist nämlich Grafologe«, erklärte Doktor Varga.

Die Mitteilung wurde mit Begeisterung aufgenommen, man drückte Péter in den Schreibtischsessel – jeder Widerstand war zwecklos, er kam gar nicht zu Wort. Der Gastgeber schob ihm rasch Papier, Feder und Tinte hin.

Péter ließ sich auf das Spiel ein; es machte ihm jetzt sogar Spaß. Er sagte zu der versammelten Gesellschaft: »Das Ganze hat nur dann einen Sinn, wenn ich ganz ehrlich sein darf. Wer also empfindlich ist und die Wahrheit nicht verträgt, der sollte sich lieber nicht zur Verfügung stellen. Für eventuelle Beleidigungen übernehme ich keine Verantwortung. Dafür werde ich recht objektiv sein, da ich ja niemanden genauer kenne.«

Die strikten Ausführungen wurden mit Beifall aufgenommen. Natürlich wollte niemand zurückstehen, und so drängten sich alle Anwesenden um den Schreibtisch.

Auf dem ausgebreiteten Blatt Papier begannen nun nacheinander unterschiedlichste Hände Namen niederzuschreiben. Erst kamen die neugierigen und ungeduldigen Frauenhände an die Reihe. Die Gesichter sah Péter nicht – alle schrieben im Stehen –, seine volle Aufmerksamkeit galt den Schriftzügen.

Als Erste schrieb eine alte, eigenwillige Hand, die die Feder fast zornig umklammerte. Der Zeigefinger presste sich im Halbkreis um den Federstiel – er glich einer Beißzange.

Péter betrachtete den Namenszug und begann allmählich mit monotoner Stimme zu analysieren.

»Die Schreiberin hat sich viel im Ausland aufgehalten ... In ihrer Kindheit beschäftigte sie sich mit Malerei ... hat auch recht gute Bilder gemalt. Sie ist eigenwillig und schwer zu beeinflussen. Sie hat ein Kind und verträgt sich mit ihrem Mann nicht besonders gut. Außerdem ist sie leidenschaftliche Raucherin und versteht nichts von Musik ...«

»Ach«, unterbrach Frau Lenart, um die es sich gehandelt hatte, »ich habe noch nie im Leben geraucht!« Sie lachte schrill und zog sich gekränkt zurück, weil sie für unmusikalisch erklärt worden war. Sie bedauerte lautstark, sich überhaupt am Spiel beteiligt zu haben, und erklärte das Ganze für eine Dummheit. Aber sie war doch überrascht: Woher konnte der junge Mann wissen, dass sie und ihr Mann wie Hund und Katze zusammenlebten?

Nun kam eine andere Hand an die Reihe. Eine kleine, weiße, fleischige Hand, die keine Knochen zu haben schien. Sie schrieb mit kleinen, nach links geneigten Buchstaben den Namen Jolanda Galamb nieder.

»Gnädige Frau, Sie können sich zu den glücklichsten Geschöpfen zählen«, sagte Péter und betrachtete die Schrift, ohne sich umzudrehen. »Es plagen Sie weder hochtrabende Träume noch künstlerische Ambitionen. Sie sind sehr religiös und haben drei Klassen Mittelschule absolviert.«

»Vier!«, widersprach hinter seinem Rücken Jolanda Galamb.

»Nur drei!«, zeigte sich Péter hartnäckig.

»Die vierte habe ich um Ostern verlassen!«, sagte sie erschrocken.

Die Gesellschaft lachte herzlich.

Nun schrieb die nächste, eine schlanke, zarte, knabenhafte Hand.

»Gnädigste, Sie werden sich bald von Ihrem Mann trennen, denn Sie sind von äußerst ungeduldigem Naturell.«

»Hören Sie mir ja auf mit Ihrer Wahrsagerei!«, schrie das schwarzhaarige Mädchen auf, das die ganze Zeit mit ihrer Freundin zusammen am Klavier gesessen hatte. »Ich bin doch gar nicht verheiratet.«

»Dann muss ich mich geirrt haben«, sagte Péter im gleichen Tonfall.

Als Nächste schrieb eine behaarte, kräftige Männerhand den Namenszug Baron Camillo Besztercey.

Péter erkannte die Hand Pali Szúcs' dahinter, stellte sich aber dumm. Er betrachtete die Buchstaben eingehend und begann gut überlegt zu analysieren.

»Ein Jungeselle, sportlich, eine anmaßende Natur, die sich für klüger hält als die anderen und im Grunde nichts im Kopf hat...« Pali Szúcs revanchierte sich von hinten mit einem kräftigen Schlag auf den Kopf, sodass Péter für einen Augenblick Hören und Sehen verging. Doktor Varga liefen vor Lachen die Tränen über den blonden Bart.

Auf der nächsten Hand hatten die eben erst abgestreiften Handschuhe Streifen hinterlassen. Die Hand selbst war schön, zart, verhalten und trotzdem selbstbewusst. Sie erinnerte an eine eigenartige Blume, war aber von selbterer Schönheit, wie menschliches Fleisch und Blut nur

sein konnte, wenn es sich vollkommen gestaltet. Sie glich einem Blütenblatt, das vom Verwelken verschont geblieben war: frisch, zart und dabei doch stählern.

Diese Hand ist schön, wenn sie das Haar richtet, schön, wenn sie eine Schleife bindet, wenn sie einen Geigenhals umschließt oder wenn ihre Finger über die Saiten einer Harfe streichen, schön, wenn sie zum Abschied winkt oder entspannt auf einer Tischdecke ruht.

All das schoss Péter durch den Kopf, als diese Hand vor ihm auf dem Papier ruhte.

Sie hielt die Feder weich umklammert, und es erinnerte an zarte Musik, als sich die violetten Buchstaben auf dem Papier abzeichneten. Eckig und doch damenhaft, ungeordnet und doch harmonisch.

Die Hand schrieb den Namen Miette Almády nieder. Die drei Striche des »M« waren kräftig, die Schlinge des »l« bildete fast ein Dreieck, und mit dem »e« entstand eine winzige, gleichmäßige Schneckenlinie.

Péter hob das Blatt in die Höhe, betrachtete es lange und wandte sich zum ersten Mal ganz langsam um.

Im Schatten des Lampenschirmes stand jenes junge, rotbraune Mädchen, das mit seiner Freundin am Klavier gesessen und sich mit Miláhy Ádám unterhalten hatte.

Sie zog den Handschuh wieder an und errötete kaum merklich. Den Mund hielt sie fest verschlossen und lächelte mit schmalen Lippen. In dem Lächeln lag eine gewisse Skepsis und gleichzeitig ein demütiges, unschuldigtes Ausgeliefertsein. Es schien zu sagen: Urteile über mich!

Péter blickte wieder auf das Blatt, rückte den Sessel nervös zurecht, sah das Mädchen an, dann wieder das Papier. Er fühlte plötzlich, dass er sich in diesem Fall keine



Lajos Zilahy

Was mein Herz begehrt

Roman

Taschenbuch, Broschur, 544 Seiten, 12,0 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35134-9

Diana

Erscheinungstermin: August 2006

Peter und Miette sind jung, als sie sich in Budapest ineinander verlieben. Dann bricht der Erste Weltkrieg aus und reißt sie auseinander. Sie warten und hoffen auf ein Lebenszeichen des anderen, doch die Jahre vergehen und ihr Glück scheint unwiederbringlich verloren.